

Herbst-Reflexionen

Autor(en): **Bünzli, Martha**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 47

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648645>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nerstag, des Studenten schulfreier Nachmittag, zu einem Fest, wenn er mit ihnen hemdärmelig, das Werkgerät über der Schulter, zur Feldarbeit auszog. Segen der Arbeit, wenn sich zum Handwerk der Seele frommer Sinn gesellt — — —!

Regina — war es ihr nicht, wenn sie verschmaufend auf die Arbeit des künftigen Priesters schaute — nein, eine solche Torheit war der nüchternen und praktischen Regina fremd — — ja, es war kindisch, aber sie mußte daran denken: Die Erde, welche von seinem Spaten gelockert worden, bringe den Samen rascher zum Keimen, der Samen, den seine weiße und dennoch kräftige Männerhand gestreut, gehe üppiger auf denn anderer. — — — Warum denn nicht? Alles Gedeihen kommt wie Sonnenschein und Regen ja vom Himmel.

Und wirklich: Nach dieser einen schweren Heimsuchung durch den Wasserfluß segnete der Herr die Arbeit auf Hofstetten wieder sichtbarlich.

Mit dem Einzug des Studenten bekam das hohe Lied der Arbeit eine neue Note. Es hatte ehe nur auf den schweren, brummigen Takt des Bauernlebens gespielt, nun flocht der Wendelin die leisen, flötenden, himmlischen Töne der Wissenschaft hinein. Er lag vor ihr auf den Knien und betete sie an. Jedes neue Licht, das sie ihm aufsteckte, setzte er in einen jubelnden Akkord um. Er rang mit ihr wie ein Riese mit der besflügelten, schlangenweichen, leichten, goldglänzenden Nixe ringt, er schwerfällig, sie hundertfüßig, lächelnd und seiner spottend. Glaubte er einmal ihr Wesen mit fester Hand erfassen zu können, entschlüpfte sie ihm tausendmal und ihm blieb nur das sehnsüchtige, süße Nachschauen: eine himmlische Gestalt unter Schleiergewändern mit bloßen Füßen in ewige Fernen entschwebend, lodend und wunderbar auch aus der Ferne zu schauen.

(Fortsetzung folgt.)

Herbst-Reflexionen.

Wiederum vollzieht sich das große Sterben in der Natur; ein Sterben in Schönheit! Kein Baum, der nicht sein schönstes Festgewand hervorgeholt hätte zu dieser Verwandlung. Heute noch in den individuellsten Farben prangend — morgen schon kahle, nackte, zum Himmel emporgeredete Baumgerippe und -arme, ausgewischt alle Unterschiede; alle sind sie gleich im Tod!

Ein alljährlich wiederkehrendes Gleichnis. Der Mensch, der stumpf daran vorübergeht, muß entweder für alle Wunder taub oder aber in großer, innerer Not, in Angst sein. Aus dieser Angst-Not macht er eine Tugend, verschließt sich der gewaltigen Sprache Gottes und macht die Augen zu. Aber diese Vogel-Strauß-Politik trägt ihn nicht über die furchtbare Wirklichkeit hinweg. Die Natur redet eine deutliche, gewaltige Sprache und jeder, ohne Ausnahme, versteht sie, wie er sich auch dagegen wehrt. Was ist denn mit uns Menschen? Ist es richtig, daß wir Menschen und — wie eine reiche Beobachtung lehrt sogar die alten Menschen — sich vor dem Tode fürchten, lieber gar nicht an ihn denken? Sollte uns nicht im Gegenteil das Leben mit seinen Mühsalen reifen und dazu vorbereiten, daß auch wir — den Bäumen gleich, aber mit festlich gekleideter Seele den Tod erwarten können? Welch dunklen, verwirrenden Mächten sind wir denn anheimgefallen, wir, das aufgeklärte, nüchterne, streng logisch denkende Menschengeschlecht des 20.

Jahrhunderts? Wie kommt es denn, daß uns gerade in der für jeden Einzelnen wichtigsten Situation das klare Denken abhanden kommt? Wäre denn nicht einzig normal, nein, sogar einzig würdig für den Menschen, die Krone der Schöpfung Gottes dies, daß er sich von Jugend auf bewußt sein möchte, daß unser Leben, das uns in seinen Bedingtheiten nie restlos glücklich sein läßt, auch nie und nimmer etwas Endliches und damit etwas Fertiges sein kann; denn: wären wir im Leben — und zwar am strengsten Gewissen gemessen einfach wunschlos glücklich, so dürfte das für uns wohl heißen, daß unser irdisches Dasein Selbstzweck, Endzweck ist. Wo ist aber der Erdenbürger, der zu behaupten wagte, sein ganzes Leben in diesem dauernden Glückszustand verbracht zu haben? Kommen wir nicht gerade dann, wenn wir die strengste und härteste Denkarbeit leisten zu dem Schluß, daß all das, was wir im Leben tun, nur Stückwerk und daß unser Leben selber bloß ein großes Stückwerk ist?

Bei dieser furchtbaren Erkenntnis entringt sich ein Gedanke, nein ein Wunsch, oder nein, noch mehr, ein Gebet meiner Seele: Großer Gott, allmächtiger Herr über Leben und Sterben, laß mich deine ewige Gnade darin erkennen, daß du mir meine Augen öffnest, meine Sinne weitest, all die mir anvertrauten Talente dazu schärfst, um zu begreifen und zu erkennen, daß die täglichen Wunder und die Gleichnisse in der Natur deine Sprache sind, mit der du zu uns redest, und daß du uns durch diese Wunder ein großes Wunder ahnen lässest, wenn wir gelernt haben werden, unsere Seele zu schmücken für die letzte große Verwandlung.

Martha Bünzli.

Andrew Carnegie.

Zum 100. Geburtstag, 25. November 1935.

Der amerikanische Großindustrielle und Stahlkönig Andrew Carnegie, dessen Geburtstag sich in diesen Tagen zum 100. Male jährt, ist sicher den Lesern der „Berne Woche“ wenigstens dem Namen nach bekannt. Sie haben schon etwas von den ungeheuren gemeinnützigen Stiftungen des Mannes gehört, die 350 Millionen Golddollars überstiegen, wissen, daß beispielsweise Lebensretter von der Carnegie-Stiftung Auszeichnungen erhalten, daß Familien von Leuten, die bei einer Lebensrettung selbst verunfallten, daraus unterstützt werden. Das Leben Carnegies liest sich wie ein Roman. Er hat es vom einfachsten Fabrikarbeiter und Depeschenträger zum Multimillionär emporgearbeitet, ganz aus eigener Kraft, wurde der allmächtige Stahlkönig, was man in einer Zeit, die Riesenvermögen zertrümmert, auch wieder einmal hören mag. Viel nachhaltiger aber wirkt die Kunde, daß dieser Mann eines Tages plötzlich fand, er habe nun genug Reichtümer geäuft, es sei jetzt an der Zeit, sich mit der Verteilung dieses Reichtums zu befassen. Und er fand dabei, daß das unendlich schwerer und anstrengender war, als das Sammeln des Reichtums. Ein eigenartiges Menschenschicksal!

Die Eltern von Andrew Carnegie wohnten in Dunfermline in Schottland, waren einfache, arme, aber geistig sehr regsame Menschen. Der Vater war Weber. Als die Webmaschinen ihren Siegeszug begannen, konnten die kleinen Handwebereien, wie Vater Carnegie eine besaß, nicht mehr konkurrieren. Der Verdienst blieb aus, Schmahlans wurde Küchenmeister, bittere Not hockte in den Fenstern. Nun hatten die Carnegies Verwandte in Pittsburg in Amerika, die schrieben, die Familie möchte über das große Wasser kommen, es werde sich in der „Neuen Welt“ schon ein Plätzchen finden. Es fehlte aber am Gelde zur Ueberfahrt, und man mußte 20 englische Pfund entleihen. Am 17. Mai 1848 trat die Familie mit dem langsamen Segler „Wis-